Außen vor

Es hätte ein normaler Tag sein können, an dem die Sonne langsam unterging und viele Menschen in ihre Wohnungen gingen, um sich von ihrer Arbeit zu erholen, aber es war kein normaler Tag für alle, nicht für ihn, einen jungen Mann Mitte Dreißig, der am Weg zu seiner Arbeit in einem etablierten, alten Restaurant war.

In diesem Restaurant war nicht wichtig, woher er kommt, auch sein Name war irrelevant, da er und fast alle anderen Angestellten nicht aus diesem Land stammten. Relevant war, dass er seinen Job schweigend ausführte und sein niedriges Gehalt am Ende eines jeden Monats schweigend annahm. Vor allem war relevant, bei allen anderen Mitarbeitern gut anzukommen. Deshalb dachte er, dass schweigend zu arbeiten und wenige Worte von sich zu geben, eine gute Methode sein sollte. Indem du wenig Worte äußerst, kannst du viele Fehler vermeiden und viele Missverständnisse erst gar nicht entstehen lassen. So dachte er, und mit dieser Haltung arbeitete er in den letzten Jahren in diesem Gasthaus. „Dieses neue Land ist voller Herausforderungen“, flüsterte er immer wieder und lächelte, als könne er alles bewältigen, aber tief in seinem Inneren wusste er, dass jeder seine eigenen Illusionen brauchte, um weiterleben zu können.

Nach Jahren seines Daseins konnte er Fuß fassen, aber er wusste nicht, dass er erneut bei dem Koch des Restaurants ankommen musste: Jeder von ihnen war aus einem anderen Land, jeder von ihnen trug einen irrelevanten Namen, und sie teilten miteinander eine gemeinsame neu erworbene Sprache, die sie einander näher bringen sollte. Aber die Sprache wollte sich an diesem Tag nicht normal verhalten, genau wie der Tag für ihn nicht normal sein sollte.

In der Arbeitspause gab niemand eine besondere Geschichte von sich preis, denn alle Geschichten sollten normal erscheinen, damit niemand seine Nase über die anderen erhob, und so sollten diese ausgesprochenen üblichen Geschichten eine verbindende Rolle spielen. Er hatte das schon in seiner ersten Woche verstanden.

Die Bestellungen mehrten sich, und auch der Stress bei der Arbeit, aber alle Mitarbeiter waren damit vertraut, und jeder arbeitete an seinem Arbeitsplatz im gemeinsamen Rhythmus, denn sonst geht die Arbeit nicht weiter, und ein verlangsamter Schritt könnte das ganze Arbeitsrad zum Stillstand bringen.

Während die Musik leise spielte, bereitete er einen Teller nach dem anderen vor, bis plötzlich eine kleine Saucenschüssel in seiner Hand zerbrach und seine Finger verletzte, woraufhin er schrie „Notfall, Notfall!“, was den Koch zwang, seinen Herd zu verlassen und sich dem anderen Arbeitsplatz zu nähern, um festzustellen, dass die Wunde zu klein war, um ein Notfall zu sein.

Der Koch brach in schallendes Gelächter aus, weil er sich über den „Notfall“ amüsierte, und rannte nach draußen, um die Erst-Hilfe-Box zu holen. Dann bandagierte er die verletzte Hand und vergrößerte die Binde, wiederholend mit den Worten „Notfall, ja ja, das ist ein großer Notfall“. Danach ging der Koch zu seinem Herd zurück, um die Bestellungen weiter nach draußen zu schicken, und alle Mitarbeiter*innen hatten ein Augenzwinkern im Gesicht.

Der dreißigjährige Mann arbeitete weiter, und seine Hände bewegten sich fleißig fort, in seinem Gehirn suchte er nach einem Grund, warum er „Notfall“ gesagt hatte, wie konnte er einen solchen Fehler begehen, nachdem er bei allen Mitarbeiter*innen einen guten Ruf hatte, mit seinem Verantwortungsbewusstsein und den wenigen gesprochenen Worten, ganz zu schweigen von seinen Versuchen, sich jeder und jedem nach deren Land und Kultur anzupassen.

Die Frage blieb in seinem Kopf; warum hatte die Sprache ihm nicht geholfen, ein anderes Wort zu benutzen, es war kein Notfall gewesen, er war kein Kind, das so eine Reaktion an den Tag legen könnte. Die Teller gingen wie üblich durch seine Hände, bis sein Dienst sich dem Ende näherte.

Ein Kellner sollte eine Bestellung zum Mitnehmen aus der Küche holen, aber niemand kam, und die Papiersäcke blieben wartend auf der Theke, was ihn zu dem Gedanken führte, dass das Essen bald kalt wird. Er entschied deshalb, die Bestellung selbst rauszubringen.

Draußen waren alle elegant gekleidet und saßen mit ihren Getränken und Speisen an ihren Tischen, neben der Bar stand eine Frau, die er oft in dem Restaurant sah. Die Frau war abgelenkt von einem Telefonat, dem er entnahm, dass es etwas mit der Uni zu tun haben musste, denn sie sprach Worte wie Seminare und Vorlesungen aus.

Als sie ihr Gespräch beendete, hob er seine Hand, um ihre Aufmerksamkeit auf die Papiersäcke zu lenken, aber seine verbundene Hand mit dem weißen Stoff lenkte sie ab, woraufhin sie sagte „Oje, ein Unfall!“ und das bestellte Essen von ihm nahm.

„Ein Unfall, es stimmt, ein winziger witziger Unfall, kein Notfall“, sie unterbrach seinen Gedanken mit den Worten „Gute Besserung!“, drehte sich um und ging weg.

Er blieb, wo er stand, darüber nachdenkend, dass er morgen wieder zur Arbeit kommen sollte, wenn die Sonne wieder langsam untergehen würde, woraufhin er erneut versuchen würde, bei seinen Kolleg*innen gut anzukommen, mit den wenigen Worten, die er kannte, die absichtlich oder unabsichtlich seinem Mund entspringen würden.

Und als es so weit war, er am anderen Tag wieder zur Arbeit ging, wie immer im Wunsch, gut anzukommen bei den anderen mit seinen wenigen Worten, begegnete ihm die junge Frau vom Vortag, deren Besserungswünsche ihm nicht aus dem Kopf gegangen waren, tröstlich, aber auch verstörend als Erinnerung an seinen lächerlichen Notschrei. Sie stellte sich ihm in den Weg, gerade als er die Tür des Restaurants öffnen wollte, blickte nach seiner verbundenen Hand, fragte, ob sie noch schmerze.

„Ist nicht der Rede wert“, meinte der junge Mann. Da wurde der Blick der Fremden mit einem Mal bitterernst:

„Gehörst du auch schon zu denen, die ihren Schmerz verleugnen?“ Ob´s nicht der Rede wert sei, namen- und sprachlos zu sein, bis ein Schnitt in den Finger den inneren Schrei befreit? Natürlich sei die Sprache immer ein Tretminenfeld, aber es sei noch viel schlimmer, etwas gleich totzuschweigen.

Der junge Mann war verstört. Er fühlte sich peinlich berührt von den Worten der Frau. Was wusste sie vom Fremdsein, die altkluge, kleine Studentin? Er machte eine Bewegung, sie zur Seite zu schieben:

„Alles schön und gut, aber ich muss jetzt weiter.“ Da sah sie ihn fordernd an: „Gib mir noch drei Minuten.“ Unwillig blieb er stehen, zündete sich eine Zigarette an. Und die Fremde begann zu erzählen von ihrer Mutter, die als sehr junge Frau aus einem anderen Land kam, und von der eigenen Fremdheit, obwohl sie doch hier geboren sei und die Sprache spreche wie eine Muttersprache, als gelte es, das gebrochene Deutsch der Mutter nachträglich zu kitten.

„Sprache kann man nicht brechen, aber das tödliche Schweigen. Also los, erzähl!“

Der junge Mann wollte nichts erzählen. Schon gar nicht dieser Unbekannten, die sich auf ihr Sprechen besonders viel einzubilden schien. Die Worte, die immer wieder ungerufen in seinen Kopf drangen und sich dort Raum verschaffen wollten, die verscheuchte er, so wie sein

Großvater immer die lästigen Hühner im Hof verscheucht hatte. Husch-Husch, Platz da. Diese Worte gehörten zu keiner Sprache, sie waren unberechenbar wie Gebirgsbäche und bahnten sich ihre Wege und rissen alles mit, was sich ihnen in den Weg stellte. Solche Überflutungen konnte der junge Mann, der so jung auch wieder nicht war, nicht gebrauchen. Er musste funktionieren, früh aufstehen, rechtzeitig raus dem Bett, aus dem Zimmer, aus der Gemeinschaftswohnung, und was nützte es ihm, wenn er morgens den Kaffeeduft aus Großmutters Küche vermisste. Er war kein Proust, für dessen Madeleines sich irgendwer interessierte. Das mit Proust und den Madeleines hatte er seiner zweiten Freundin zu verdanken, nein, eigentlich war sie schon seine vierte gewesen, aber von ihrer Reihung wusste sie nichts, jedenfalls, Djamila, die Hübsche, wollte damals etwas mit Literatur studieren, „Weltliteratur", sagte sie immer, „ich will die Weltliteratur studieren", und sie redete, redete ununterbrochen von diesem und jenen Buch, das sie gerade gelesen oder noch nicht gelesen hatte, und von ihrem vielen Gerede waren ihm nur die Madeleines von Proust und Aitmatows Djamila im Gedächtnis geblieben. Djamila hatte wohl als kleines Mädchen in der Wohnung ihres Lehrer-Onkels in der Stadt dieses Büchlein mit ihrem Namen auf dem Cover entdeckt und sich seitdem eingebildet, Literatur sei ihr Weg, Literatur würde sie irgendwohin katapultieren, wo ihre Brüder und Schwestern ihr nicht folgen könnten. Djamila, Djamila, wo immer du gerade bist, höchstwahrscheinlich nicht in der kirgisischen Steppe, ob du wohl inzwischen auch Netflix entdeckt hast?, dachte der Junge Mann unwillkürlich, und ein Lächeln machte sich plötzlich auf seinen trockenen Lippen breit. Husch-husch, Platz da.

„Findest du das lustig?", fragte die Frau, angriffslustig und gekränkt zugleich.

„Ich red mir da den Mund fusselig. Und du lachst. Findest du das in Ordnung?"

„Was in Ordnung? In Ordnung? Nicht in Ordnung?"

„Ach, du verstehst nichts."

„Ich verstehe nur Bahnhof", sagte der junge Mann und lachte aus voller Kehle.

Diesen Satz hatte er in der U-Bahn auf einem Plakat gesehen, Werbung für ein Sprachinstitut. „Ich verstehe nur Bahnhof", hatte er damals, als sein Deutsch noch viel schlechter gewesen war als heute, Silbe für Silbe vor sich hin geflüstert, „Ich-ver-stehe-nur-Bahn-hof." Offenbar hatte das etwas mit dem Bahnhof zu tun, die U-Bahn-Station war ja am Bahnhof, aber was genau es am Bahnhof zu verstehen gab, wollte sich ihm nicht erschließen. Er verstand ja jedes Wort: Ich, verstehe, nur, Bahnhof. Und trotzdem hatte der Satz keinen Sinn ergeben.

So lange nicht, bis er seinen Sozialarbeiter Manfred drauf angesprochen hatte. Manfred hatte sich angesichts dieser unerwarteten Frage vor Lachen nicht einkriegen können, und seitdem wusste der junge Mann Bescheid. „Ich verstehe nur Bahnhof" war seine Zauberformel, um sich mit einem charmanten Lächeln aus unerwünschten Konversationen herauszumanövrieren.

Solche Sätze wie „Ich verstehe nur Bahnhof", neben vielen anderen schnellen Formulierungen, retteten ihn immer wieder und ermöglichten einen glatten, geschmeidigen Ausweg aus Gesprächen mit penetranten Menschen, die glaubten, sie wüssten die Wahrheit und würden ihn besser kennen als er sich selbst kannte. Manchmal legte er „Keine Panik auf der Titanic" auf den Tisch, um eine hitzige Diskussion zu beenden, manchmal sagte er „Schaffe, schaffe, Häusle baue", um einem Gespräch die Ernsthaftigkeit zu nehmen. Mit solchen Redewendungen versuchte er anzudeuten, dass er lieber nicht viel herumreden möchte, wenn die Unterhaltung in Richtung eines überheblichen einseitigen Gesprächs kippte. Ihm war eigentlich das Gespräch mit der Frau an der Tür des Restaurants nicht so wichtig, ganz zu schweigen von ihrem Akzent, den sie versuchte zu verschleiern, ohne dass es ihr ganz gelingen

wollte. Oder es war ihm doch wichtig, und er hatte nur Angst vor bestimmten Aussagen, die sie machen könnte, und mit denen sie ihn verletzen würde. Wie dem auch sei, es könnte sein, dass das Gespräch irrelevant sein sollte, wie sein Name und ihr Name irrelevant bleiben sollten. Innen war er empfindlich, trotz der Tatsache, dass sie ihm gegenüber höchstwahrscheinlich gute Intentionen hatte.

Manche Begegnungen musste er annehmen, wie seine Treffen damals mit Manfred, bevor er einen Job hatte. Viele andere Zusammenkünfte waren ihm willkommen, dabei lernte er viele engagierte Menschen kennen, die ihm und vielen anderen geholfen hatten, und die später ihn und viele andere verletzten. Zwischen diesen zwei Zuständen lag ein langer Weg, gepflastert mit unterschiedlichen Ereignissen, die aus guten Intentionen bestanden. Eine andere Frau tauchte in seiner Erinnerung auf, während er versuchte, von dem Gespräch an der Tür des Restaurants wegzukommen. Diese Aufgetauchte war immer bereit Hilfe anzubieten, und nicht aus diesem Land stammende Menschen zu begleiten, sie schaffte dabei ein gutes Image für diese neuen und alten Ankömmlinge, eine aufregende interkulturelle Party hier, eine erfolgreiche Integrationsinitiative dort, und ständig Arbeitsvermittlung und Netzwerk, was eigentlich sehr notwendig und bereichernd war.

Was eines Tages passierte, war allerdings weder notwendig noch bereichernd und machte alles zunichte, was bisher geschehen war und geschafft wurde, denn als die hoch engagierte Frau ein Projekt leitete, in dem die Teilnehmer*innen nicht ganz so geschickt und motiviert waren, enthüllte sich eine andere Seite der Frau, da Misserfolg für sie inakzeptabel war und sie die Realität einfach nicht wahrhaben wollte. Sie wollte das positive Image verteidigen, das Image von diesen ungeschickten neuen Ankömmlingen war ihr viel wichtiger, als das selbst gemachte und selbst geschaffene Resultat dieses Projekts, als versuchte sie, ein Prinzip zu bewahren, oder eine hohe Idealvorstellung, welche in ihrem Kopf existierte und dort fest verankert war. Mit subtilen Hinweisen schlug sie vor, die Resultate des Projekts zu verbessern, und er mit seinem irrelevanten Namen war neben ihr, und sah diese radikalen guten Intentionen, die eigentlich unehrlich waren. „Wofür?“ fragte er sich, „um ein Fake-Image herzustellen? Um zu behaupten und anzudeuten, dass alle Ankömmlinge gut angekommen sind, und fähig sind, hier zu bleiben?“ oder vielleicht, weil es in dieser Sparte keinen Platz für Misserfolg gab.

Die Frau sagte vor ihren Freunden „meine Ankömmlinge sind sehr gut integriert“, dann sprach sie über andere Sachen und später wiederholte sie ihre Behauptung, „meine Flüchtlinge, die ich betreue, sind alle gleich gut und haben sich sehr fein angepasst“, als wollte sie sich distanzieren von denen, die nicht gut sind und nicht von ihr betreut wurden. Dieses kleine und hochtrabende Wort „meine“ störte ihn. Er hörte das ständig in diesem Land, und versuchte seither, nicht jemandem zu gehören, „wie schwierig sollte es sein, dein eigener Mensch zu werden“ fragte er sich, und dachte, dass es immer mit Angst zu tun hat, und die Frau beging was sie beging, damit die lauernden Menschen, die auf einen Fehler oder Misserfolg warten, niemals Grund zur Kritik haben.

In demselben Gespräch hörte er ihr zu, als sie mit dem Erfolg angegeben hat, aber es gab keinen Erfolg, nur scheiternde Versuche der Teilnehmer*innen, von überforderten Menschen, die sich hier anpassen müssen, sich jeden Tag tausendmal ändern und überlegen müssen, wie sie ihre hoch engagierten Helfer*innen und Betreuer*innen zufriedenstellen.

Als sie ihn zum Gespräch zwang, um von ihm dieselbe Behauptung des Erfolgs zu bekommen, sagte er nichts, sondern holte wieder einen Satz aus seinem Hals hervor, welcher der Situation die Ernsthaftigkeit nahm, und drückte sich auf diese Weise darum, entkam so, in ihren Teich der radikalen guten Intentionen einzutauchen. Später zog er sich zurück, und danach zog er um, er musste woanders leben, und ließ sie hinter sich, die hoch engagierten Menschen

mit ihren Intentionen für ihr Leben, sei das mit unechten oder echten Erfolgen, die sie vor ihren Freunden und Nachbarn zur Schau stellen müssen. Ihm war das Ankommen in der Küche wichtiger als das Ankommen draußen, es gibt für ihn keine Hoffnung mehr draußen, oder vielleicht eine „kleine Hoffnung“, dachte er lächelnd, damit er sich selbst nicht so als Pessimist wahrnimmt, „eine kleine funkelnde Hoffnung also“.

Er schaute die Frau an, und flüsterte:

„Schicht im Schacht, aus die Maus, Ende Gelände.“ Dann ging er ins Restaurant.

Seine schlampig ausgedrückte Zigarette gloste im Aschenbecher vor sich hin, und das Geräusch der zugefallenen Restauranttüre klang in ihrem Kopf nach. Sie fühlte sich stehengelassen. Obwohl sie es gewesen war, die sich ihm in den Weg gestellt, ihm den Weg abgeschnitten hatte. Was hatte er geflüstert? „Schicht im Schacht, aus die Maus …“? Scheiß-Spruch, dachte sie, und: Überheblicher Kerl. Aber dann gleich: Selber schuld! Sie war gut darin, Schuld bei sich zu suchen. Und so eine Schuld war ja schnell gefunden und wog auch nicht allzu schwer, wog jedenfalls die Hilflosigkeit auf, die sie in solchen Augenblicken überkam. Wenn schon nichts ausrichten können, dann wenigstens schuld sein an allem. In manchen Phasen ihrer Jugend hatte sie eine Schwäche für den Spruch „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Er passte gut zu dem Satz, den ihr die Mutter immer wieder vorgesagt hatte: „Der Mensch kann alles, wenn er nur will.“ Vom Vater hatte sie den Satz gehört, der Mensch könne zwar tun, was er will, aber er könne nicht wollen, was er will, wobei der Vater immer beteuert hatte, der Spruch stamme gar nicht von ihm. Im ersten oder zweiten Semester auf der Universität hörte sie jemanden sagen, der Satz mit der Glücksschmied-Sache sei neoliberalistisch, menschenverachtend. Er schiebe die Schuld am Scheitern immer dem Einzelnen zu, anstatt die gesellschaftlichen Zumutungen zu sehen, die die Schwächeren daran hinderten, es von Tellerwäschern zu Millionären zu bringen. Mit der Geschichte von der verantwortungslosen Gesellschaft war sie eine Zeitlang einverstanden. Zumindest bis zu dem Tag, als sie bemerkte, dass es sie nicht weiterbrachte, ihre Trägheit immer nur den äußeren Umständen zuzuschreiben. Der eigene Stillstand war ihr als Preis zu hoch für die Erleichterung des Gewissens. Und sie hatte auf der Universität dieses Spiel mitgespielt, in dem jeder sich als anders anders herausstellt, nämlich wirklich herausstellt: Die Leute im Seminar mussten in den Park raus und sich in einer Reihe aufstellen. Dann hielt die Seminarleiterin sie an, jeweils einen Schritt nach vor zu treten, wenn folgendes auf sie zutreffe: aus wohlhabendem Elternhaus, in Österreich gebürtig, mit Tieren aufgewachsen, in stabiler Beziehung lebend und so weiter, und jeweils einen Schritt zurückzutreten, wenn etwa nicht-weiße Hautfarbe, nicht-deutsche Muttersprache, Vollwaise schon als Kind, aus ärmlichen Verhältnissen stammend oder dergleichen zutreffe. Am Ende standen die Leute wild über den Rasen verteilt, manche ziemlich weit vorne, manche weit abgehängt. „Und jetzt“, rief die Seminarleiterin, „rennt ihr alle zu diesem Baum“. Und da mussten die, die nicht in der Pole-Position standen, sich doch sehr viel mehr anstrengen als die, die schon beinahe bei diesem Baum waren. Wer sagt, dass die Richtung stimmt? Sie war im Mittelfeld gestartet. Durchschnitt also wieder. Durchschnitt ist schlimmer als alles andere. Für Durchschnitt gibt´s keinen Bonus, weder Neid noch Mitleid, nichts. Sie kam wieder davon ab, die Schuld für irgendein Versagen im Außen zu suchen, beschloss aber, sich eigene Maßstäbe für ihr Fortkommen zu setzen. Dann aber ertappte sie sich auf der Suche nach Bestätigung - und hasste sich immer ein bisschen dafür. Und gab sich wieder die Schuld, wie jetzt, da der junge Mann sie sozusagen stehengelassen hatte auf offener Straße. Seine schlampig ausgedrückte Zigarette hatte endlich zu glosen aufgehört. Und sie? Glühte vor Scham und Schuld. Eigentlich wollte sie weg, am liebsten im Boden verschwinden, aber sie musste bleiben, weil sie verabredet war mit ihrer neuen Freundin.

Sie beschloss, draußen zu warten. Was hatte sie vorhin geritten, auf diesen fremden Mann aufdringlich einzureden? Wahrscheinlich war es der Satz „Ist nicht der Rede wert“. Sie hasste das Floskelhafte, diese Art Freundlichkeit, die einen unnahbar macht. Bloß nichts von sich erzählen, nur um nicht schwach zu erscheinen. Hieß das nicht umgekehrt, dass einer, der so dachte, von seinem Gegenüber gleichfalls nichts wissen wollte? Bezeichnend die andere Formel aus dem mickrigen Vorrat: „Ich verstehe nur Bahnhof“. Und „Aus die Maus …“. Er stellte sich ziemlich dumm. Am Ende war sie die Blöde. Sie hatte sich wie so oft völlig daneben benommen, geschwollen dahergeredet, kleinlich und lehrerhaft. Sie erinnerte sich, wie sie die Mutter ihrer früheren Freundin, eine Arbeiterin mit abgearbeiteten Händen, immer schief beäugte. Studenten, sagte die immer, seien doch faul und träge und zu nichts zu gebrauchen. Bestimmt war der junge Mann einer von diesen Leuten, die sich vom Schicksal mies behandelt fühlen und es an denen auslassen, die sie für vom Schicksal begünstigt halten. Einer von denen, die ihren Armenstolz vor sich hertragen und sich über die erheben, denen sie das unterstellen, was sie selbst in sich tragen: Überheblichkeit.

„Entschuldige, hast du Feuer?“

Sie zuckte zusammen, jäh herausgerissen aus ihren Gedanken, und schaute auf. Vor ihr stand ein schlaksiger junger Mann, obwohl, so jung auch wieder nicht, etwas älter als sie selbst, Holzfällerhemd und Jeansjacke, und diese unsäglichen, bequemen Schuhe, vorne rund, wie Kindergartenschuhe, und zu allem Überfluss noch mit penetrant roten Schnürsenkeln. Den hat die Mama heute aber hübsch eingepackt, dachte sie und erschrak sogleich über ihre Boshaftigkeit. Das eingetrichterte soziale Schuldgefühl war wieder da; nein, du sollst nicht Menschen nach ihrer Kleidung beurteilen, *never judge a book by its cover*, und überhaupt, was hatte der Typ gesagt?

„Wie bitte?“, fragte sie mit einem besonders freundlichen Lächeln. „Sorry, ich war grad in Gedanken woanders…“

„Ach ja? Wo denn leicht?“, fragte der Mann zurück und entblößte seine nikotinvergilbten Zähne.

Das geht dich einen Scheißdreck an, hätte sie am liebsten gesagt, sprach es aber natürlich nicht aus, wo kämen wir da hin, wenn jeder Dahergelaufene sein gekränktes Herzchen auf der Zunge tragen würde, oder auch auf dem Ärmel wie bei den Engländern, *to wear your heart on your sleeve*, schon wieder dieses unnütze Englischunterrichtswissen, das ständig aus irgendwelchen brachliegenden Gehirnwindungen herausgekrochen kam und die Kommunikationswege verstopfte.

„Wo ich in Gedanken war? Ach, auf meiner Alma Mater, wenn du es so genau wissen willst“, sagte sie und musste selbst lachen. Alma Mater, das klang im Hier und Jetzt wie ein exotischer Planet.

„Alma Mater, Alma Mahler, Alma Zadić...“

„Sehr witzig. Hast du was gesagt?“

„Also dann, zweiter Versuch: Hast du Feuer?“ Der Mann hielt seine Zigarette in die Höhe.

„Ich glaub schon…“, sagte sie und begann in ihrer Handtasche zu wühlen. Sven hatte sein silbernes Zippo-Feuerzeug mit seinem eingravierten Namen auf dem Küchentisch liegen gelassen, sie hatte es sich sofort geschnappt, damit es sich nicht irgendeiner von den anderen vier WG-Bewohnern unter den Nagel reißt.

„*Oh la la*, nobel, nobel“, sagte der junge Mann anerkennend. „Und wer ist Sven?“

Sie musste unwillkürlich lachen. „Ja, wer ist wohl Sven? Das wüsste ich selbst nur zu gern.“

„Manfred“, sagte der junge Mann und machte einen tiefen Atemzug.

„Manfred?“, fragte sie, noch immer irgendwie zerstreut, nicht ganz da.

„Ich. Manfred.“, sagte der junge Mann und streckte seine rechte Hand aus.

Sie ergriff sie lachend. „Ich, Jane.“

Drinnen, wo einige Gäste saßen und mit ihren Augen nach dem bestellten Essen Ausschau hielten, konnte er die beiden sehen, als er zu der Barkeeperin von der Küche rauskam, um Zitronensaft zu holen. „Warum verschwindet diese Frau nicht endlich? Was will sie mit ihrer Herumsteherei erreichen?“, murmelte er vor sich hin und drehte sich mit dem Saft in der Hand Richtung Küche und ging zurück. „Bestimmt redet sie über mein Verhalten, behauptet, sie habe versucht mir etwas beizubringen, und beschwert sich bei diesem Typ, dass ich mich nicht integrieren will! Ein langes Seufzen entfuhr ihm, als er die paar Schritte durch den dunklen kurzen Flur ging und im Licht der Küche ankam, wo er dem Koch den Zitronensaft reichte, er sich rückwärts an seiner Arbeitsstation einparkte, wo er sich nicht bewegen muss bis die bevorstehende Welle an Tellern befüllt rausgehen soll, um dann leer oder halb leer wieder reinzukommen.

„Ach, dieses endlose Thema, wann endet es und wann löst es sich auf?

Schwachsinn!! Es wird sich nicht auflösen, wie diese Frau sich auch nicht auflösen würde! Es ist immer da, wenn nicht vor meinem Gesicht, dann ums Eck, lauernd, um bei der nächsten Gelegenheit wieder hervorzuspringen.“

Der Koch brach das Schweigen und fragte nach ein paar roten Zwiebeln, die sofort geschält werden sollten, was auf der Stelle erledigt wurde, um wieder bei der Arbeitsstation zu landen, aber der Koch ließ das nicht zu und stellte wieder eine Aufgabe und nachher wieder eine andere. Erneut entschlich dem jungen Mann ein langes Seufzen und bewegte dieses Mal die Luft in der Küche, wodurch der Koch aufmerksam wurde.

Der Koch stand am Herd und sprach, als stünde er auf einer Bühne: „Ja ich bitte Entschuldigung, der erste Tag in der Arbeit st immer schwierig“. Er lachte laut für sich allein, als wäre diese Behauptung ein gelungener Witz gewesen. Es war aber kein toller Witz, für den jungen Mann war es kein erster Arbeitstag. Vielmehr war es eine erzwungene Einladung zum Lachen, also musste der gedankenversunkene junge Mann darauf reagieren und mit dem stets gut gelaunten Koch mitlachen.

„Gemma eine rauchen“ sagte der Koch, nahm seinen Kaffee und schritt Richtung Innenhof voran, gefolgt von dem schlecht gelaunten Jungen, der sich auf eine schnelle Unterhaltungsrunde vorbereitete.

„Wie läuft’s im Bett? Gibt’s Frischfleisch?“ fragte der vierzigjährige Koch mit einem Augenzwinkern. Diese Frage war üblich und passte zu der Länge einer Zigarette, denn es war auch üblich, dass keine ernsthaften Themen angesprochen wurden.

„Ich lerne nur komische Frauen kennen,“ entgegnete der fünf Jahre jüngere Mann gezwungen. Er musste wohl eine Antwort geben, bevor er zu einem anderen Gespräch springen konnte.

„Weißt du, dass es einen neuen Bundeskanzler gibt?“

„Das interessiert mich nicht, mir doch egal, wer Bundeskanzler ist,“ antwortete der Koch und lachte wieder laut, dann fügte er hinzu: „Ich arbeite hier, ich lebe nur wegen meiner Arbeit hier, sterben will ich woanders.“ Voller Entschlossenheit erschien diese Antwort, eine Antwort, die der Junge noch nicht besaß.

„Aber ich interessiere mich dafür, wer Bundeskanzler ist, weil ich nicht woanders sterben kann“, flüsterte der Junge weiter und ließ eine Wolke aus Rauch vor seinem Gesicht schweben. „Du weißt, dass ich die Staatsbürgerschaft beantragen will? Die ist vom Kanzler abhängig.“

Der Koch brach wieder in Lachen aus, da ihm diese Korrelation wahrscheinlich zu sehr an den Haaren herbeigezogen schien, aber er wischte sein Lachen beiseite und schaute, als hätte er eine Erklärung erwartet.

„Die Politik des Kanzlers entscheidet darüber, ob ich die Staatsbürgerschaft bekomme oder nicht, und ich will sie haben, nur um diese Frage beantworten zu können, ob ich woanders sterben will wie du, oder ob ich hier bleiben möchte.“

Die Zigarette war schon an ihrem Ende und verkündete mit ihrem Tod die Rückkehr in die Küche.

„Komm, wir machen schnell fertig und trinken dann endlich unser wohlverdientes Bier, dann wird deine Kleine hoffentlich und endlich ein bisschen glücklich sein.“

Die beiden warfen die Kippen in eine leere Flasche und liefen lachend hintereinander, als hätten sie gerade nicht von Leben und Tod gesprochen, als hätten sie keine einzige Sorge auf den Schultern schleppen müssen. Als gäbe es keine lauernde Frau und kein unangenehmes Thema um die Ecke, die jede Sekunde hervorspringen könnten.

Manfred wollte gerade die junge Frau fragen, wie sie denn nun wirklich hieß, als sein Handy läutete.

„Du, entschuldige bitte, ich muss hier abheben, mein Chef ist dran.“

„Mach nur, mach nur, ein guter Mitarbeiter hat durchgehend erreichbar zu sein,“ sagte sie zwinkernd und winkte ihm fröhlich mit ihrer Zigarette zu, wie zum Abschied.

Manfred klemmte den Hörer zwischen Schulter und Ohr und begab sich mit dieser unbequemen Haltung um die Ecke, während er versuchte, seine Handschuhe aus den Jackentaschen herauszuziehen. Gespräche mit Faruk konnten länger dauern, seine Hände würden frieren.

„Ja, Faruk, hörst du mich?“

„Du, Manfred, entschuldige, dass ich störe, nur eine kleine Sache…“ Manfred wappnete sich innerlich und holte Luft.

„Ja? Wegen dieser externen Evaluation, oder was?“

„Ja genau, du sagst es. Also, wir werden ja jetzt evaluiert, und da brauch ich euch alle an Bord. Dich vor allem.“

Manfred konnte sich bestens vorstellen, wie Faruk - vermutlich in seinem Büro sitzend mit einer Freisprechanlage - bei diesem Satz energisch seine Handinnenflächen aneinander rieb. „An Bord“, das sagte er gern, er, der altgediente Kapitän, der noch immer daran glaubte, sein Wrack zu neuen Triumphen führen zu können. „Jetzt will ich’s nochmal wissen“, war eine andere Redewendung, die er gerne vom Stapel ließ, am liebsten kombinierte er die beiden zu einem Schlachtruf, „So, und jetzt will ich’s nochmal wissen, und dazu brauch ich euch alle an Bord!“ Faruk, der stets gutgelaunte Motivator mit den pechschwarzen Locken. Faruk, den Manfred letztes Jahr dann doch auch von einer ganz anderen Seite kennenlernen musste. Faruk, der von seiner Studentenliebe Irene nach 15 Jahren kinderloser Ehe verlassen wurde. Irene war mit Herwig durchgebrannt, dem smarten Manager von der Geschäftskundenabteilung in ihrer Bank, und hatte ihm beim Abschied gesagt, „Weißt du Faruk, wenn ich schon keine Kinder hab, dann will ich zumindest die Welt sehen. Reisen. Ins Theater gehen. Yoga-Retreats. Ayurveda. Ein neues Auto kaufen, ohne mit der Wimper zu zucken und ohne ständig dran denken zu müssen,

dass die Kinder in Afrika an Hunger krepieren. Ja, ich will Autofahren, tagelang. Und in Hotels übernachten. Und nicht campen und in Hostels mit Spinnweben absteigen. Sondern wie ganz normale Leute halt. Hotelzimmer, Flughafen, verstehst du? Mein Leben genießen will ich, verstehst du das? Mein gottverdammtes kleines Leben genießen, Mann! Das, was davon noch übrig ist!“

Manfred wusste mehr über Faruk, als er jemals hätte erfahren wollen. Seit dem denkwürdigen Abend, als Faruk ihm bei wer weiß wievieltem Bier nach dem Feierabend sein Herz ausgeschüttet hatte, war Manfred um Distanz bemüht. Faruk war jedoch selbst auch ein Profi - ein „abgefuckter NGO-Profi“, wie Irene meinte, aber Profi ist Profi.

„Also, Manfred, hör mal zu. Diese Leute vom Ministerium, die kommen in drei Monaten zu uns. Bis dahin muss bei uns alles piccobello sein. Verstehst? Piccobello. Piccobellissimo.“

„Scheiß dich nicht so an. Wir schaukeln das schon. Thomas, Nino, Claudia, Yunuz, Ingrid, Azra, du, ich - viele Köpfe, genug Köpfe, genug Hände, was soll schon schiefgehen. Alter, wir sind alle an Bord.“ Manfred war nicht sicher, ob Faruk verstand, dass er ihn soeben parodierte.

„Danke, Danke, aber verstehst du, ich hab diesen Vorstand im Nacken sitzen, wir müssen beim Ministerium wirklich einen guten Eindruck machen, und ich bin nicht sicher, ob wir das schaffen. Es ist alles Chaos pur hier, die Berichte sind nicht chronologisch geordnet, die Listen nicht richtig abgelegt, die Honorarnoten für die Externen, und erst die Praktikanten, und dann noch die ganzen außertourlichen Sachen, die Feste, die Veranstaltungen, die Pressekonferenzen…“

„So, Faruk, nur die Ruhe. Jetzt hörst mal auf und gehst nach Hause, ok? Und morgen reden wir weiter. Du, ich kann grad nicht reden, wir sehen uns morgen im Büro, ok? Dann alles weitere.“

Manfred steckte sein Handy wieder ein. Dieser Job war eben kein Job, sondern eher so etwas wie ein Lebenswandel. Fing nirgendwo an, hörte nie irgendwo auf. „Aber das hast du dir selbst eingebrockt,“ er ertappte sich dabei, wie er den Lieblingssatz seiner Ex-Freundin halblaut nachäffte, mit dem giftigen Zusatz, „Das hast du jetzt davon, dass du dich immer so wichtig machen musst… du und deine Flüchtlinge.“ Du und deine Flüchtlinge… Ich und meine Flüchtlinge…Auch seine Ex hatte es irgendwann satt gehabt, dass er sie immer wieder versetzte, wegen dringender Interventionen in Asylheimen, dass er manchmal auch am Wochenende arbeiten musste, aber genau genommen eigentlich auch wollte. „Deine Flüchtlinge findest du ja viiieel faszinierender als mich.“ Wenn Helene schmollte, tat sie es manchmal aus Selbstironie, manchmal im Ernst. Sein fataler Fehler hatte darin bestanden, diese beiden Aggregatszustände ihrer Seele in einem entscheidenden Moment verwechselt zu haben.

Manfred lehnte sich kurz gegen eine Hauswand und schaute hinauf zum Mond, der hinter den Zweigen einer winterkahlen Baumkrone einigermaßen ramponiert aussah. Soll es das gewesen sein? Wenn ihm jemand vor Jahren in der freiwilligen Feuerwehr in seinem Mini-Dorf in Oberösterreich gesagt hätte, er würde eines Tages in der Hauptstadt, in einer NGO mit Flüchtlingen arbeiten, er hätte sein Glück kaum fassen können. Raus aus der Enge, raus aus dem Kleinen, dem Bis-zum-Erbrechen-Bekannten, hinaus in die große, die weite, die bunte Welt, mit den vielen Menschen, die so ganz anders aussahen als Tante Gerti und Onkel Fritz und Großtante Emma und seine Cousins Hubert, Christian und Thomas. Als Student hatte er an seiner ersten Wohnadresse, dem Studentenwohnheim Panorama, alles Neue, Unbekannte, Fremde gierig in sich aufgesaugt, später, in seinem Job konnte er eine Zeitlang von den Problemen seiner Klienten gar nicht genug bekommen, mit vollem Elan stürzte er sich in jeden noch so vertrackten und abstrusen Fall. So hatte er sich den Ruf eines engagierten

Sozialarbeiters und Rechtsberaters eingebrockt, sodass die Anfragen von allen Seiten immer mehr wurden und sein Idealismus immer öfter unangenehme Risse bekam. Manchmal musste er sich auf die Lippe beißen, um seine Ungeduld, seinen aufkeimenden Zynismus zu unterdrücken. Aber er war doch noch immer einer von den Guten, oder nicht? Seit Helene ihn brutal abserviert hatte, mehrten sich die Augenblicke, in denen er sich seiner Sache nicht mehr so sicher war. Was trieb er da eigentlich? Was sollte das mal werden, wenn's fertig ist? Manfred holte tief Luft und spürte, wie seine Lungen sich mit Kälte füllten und zugleich zu glühen begannen. Das mochte er, diesen Kipppunkt, an dem Kälte und Hitze sich kaum mehr voneinander unterscheiden ließen. Dann begab er sich wieder zum Lokal. Aber Jane war inzwischen verschwunden.

Ihre neue Freundin hatte sie angerufen, sie stünde noch etwas länger in der Impfwarteschlange. „Wir sehen uns also morgen?" Gut, dann eben morgen. Aber alleine bleiben unter all diesen fremden, seltsam menschelnden Typen? „Schicht im Schacht, aus die Maus," „Entschuldige, hast du Feuer?", oder der „Mein Chef ist dran." War doch alles das gleiche. Die Männer taten ihr leid. Die guten Besserungswünsche an den Handverletzten waren todernst gemeint. Aber sie hasste ihn auch, weil er ihr Mitleid weckte. Sie wollte nicht dabeistehen, während der fremde Typ mit den Gesundheitslatschen mit seinem Chef telefonierte. Es würde ihn glauben machen, sie würde nur darauf warten, das Gespräch fortzusetzen. Kurz hatte sie überlegt, ins Restaurant zu gehen, aber dem andern Mann unter die Augen zu treten, schien ihr dann doch zu peinlich. Noch dazu ohne Begleitung. Warum war ihr so wichtig, was andere über sie dachten, noch dazu diese Leute? Sie hatte es immer gehasst, wenn ihre Eltern sagten: Was werden die Leute denken? Sollen sie doch denken, was sie wollen! War das nicht ihre Haltung? Egal, jetzt ging sie schnell ein paar Schritte weiter, um nicht gesehen zu werden von diesem - wie hieß er? - Manfred. Aber da kam schon Sven.

„Hey, wo willst du hin? Hat sie dich etwa versetzt?" Versetzt und stehengelassen, dachte Jane insgeheim, und musste auf einmal lachen.

„Ja, so ähnlich. Und du?"

„Du weißt ja: Füße vertreten. Als Ungeimpftem bleibt einem nicht viel übrig."

„Blödsinn, wir gehen jetzt essen. Die kontrollieren bestimmt nicht. Haben sich schließlich selbst über die Grenze geschummelt." Jane hatte auf einmal Lust, eine Regel zu brechen und vor allem darauf, mit Sven als ihrem Begleiter das Restaurant zu betreten. Schade, dass Nora nicht da war, doch mit einem Mann an der Seite, wäre es ohnehin leichter. Schon wieder diese Idee von dem, was andere denken! Und wie sie sich dafür hasste!

„Glaubst du, wir sollten es versuchen?", fragte Sven jetzt mitten in ihre Gedanken hinein.

„Aber ja! Gehen wir rein!" Manfred stand unschlüssig da. Und Jane nahm Sven bei der Hand und zog ihn ins Restaurant. Nein, geh du als erster, wer weiß, was da drinnen lauert! Schon kam der erste Kellner:

„Haben Sie reserviert? Warten Sie hier, bis ich komme!" Die beiden sahen sich an. Da kam wieder der Kellner:

„Sie müssen noch etwas warten. Kann ich inzwischen bitte Ihren 2G-Nachweis prüfen?" Gut, dann eben nicht.

„Dann eben nicht", sagte Jane und zog Sven in Richtung Ausgang, während der Kellner ihnen irgendwas hinterher rief, das in etwa so klang wie „Sie aber ungeduldig, es dauert bestimmt nicht lang."

Draußen fragte Sven, ob sie noch eine Runde mit ihm um den Häuserblock komme. Aber ihr war nicht danach, ziellos herumzuziehen. Sie wollte irgendwo rein. Immerhin war sie geimpft im Gegensatz zu ihm, der nur spazierengehen durfte. Jetzt stand sie seinetwegen wieder vor dieser dummen Tür, und stand da dümmer als je und käme bestimmt nicht wieder und würde doch auf ewig vor dieser Tür stehen bleiben, solange sie Angst davor hätte, das Restaurant zu betreten. Wo war es schlimmer: Drinnen, oder womöglich draußen? Manfred näherte sich:

„Ah, du bist bestimmt Sven!“ Und Sven strahlte auf einmal, weil er sich bestimmt dachte, Jane hätte von ihm erzählt. Er konnte ja nicht wissen, dass sie sein Feuerzeug hatte.

„Bilde dir bloß nichts ein!“, fauchte sie Sven an. Der aber dachte sich sicher, dass sie nur zu stolz sei, ihre Sympathie für ihn zuzugeben. Jedenfalls war das der Reim, den Jane sich zu all dem machte.

„Das Leben ist kompliziert,“ meinte Manfred zu Sven und nestelte an seiner Maske, die nur sein Kinn bedeckte. Jetzt schien es ausgemacht zwischen den beiden Männern: Jane war wieder die Blöde.

„Du sagst es”, gab Sven zurück. Dann griff er nach Janes Hand:

„Jane, lass uns nach Hause gehen!“ Schnell zog sie die Hand zurück. Nein, das war nicht Janes Hand. Hatte sie jemals jemand beim richtigen Namen gerufen? Noch in den 90er Jahren, hatte die Mutter erzählt, sei es schwierig gewesen, mit einem solchen Namen eine Wohnung zu finden. Die Vermieter und Makler warben mit „ausländerfrei“, als würden Kammerjäger für ihre Dienste trommeln: Fort mit dem Ungeziefer! Jane klang zwar auch nicht deutsch, aber nach westlichem Fortschritt. Und es gab ja schon immer Ausländer erster Klasse, ja sogar solche, denen sich mancher Alpenländler unterlegen fühlte, allen voran Leute aus dem englischen Sprachraum. Unter falschem Namen lebte es sich leichter, auch wenn man gar nicht gemeint war. Vielleicht war diese Wohnung, in der sie seit anderthalb Jahren mit Sven und zwei anderen hauste, in Wahrheit nicht ihr Zuhause.

„Was willst du wieder zu Hause?“ Zur Wohnung war es nicht weit. Zu Fuß etwa fünf Minuten. Aber der Weg schien Jane auf einmal unüberwindbar. War es nicht das Letzte, ständig zuhause zu sein, sich einzulullen im Dunst heimeliger Vertrautheit? In den vergangenen Jahren war es immer wieder zu Ausgangssperren gekommen, hatte sie die Wohnung höchstens zum Beinevertreten oder zum Einkauf verlassen.

„Und du“, fragte Sven jetzt spöttisch, „was willst du die ganze Nacht draußen? Ab morgen haben wir sowieso wieder Lockdown.“ Da zuckte sie mit den Schultern und sah den Nachtvögeln zu, wie sie das Restaurant stürmten, als gäbe es kein Morgen. Auf einmal kam ihr vor, als sei sie seit Ewigkeiten vorm Restaurant gestanden, als sei sie schon tausendmal davor herumgeschlichen seit der missglückten Begegnung. Wäre die Ausgangssperre nicht ein Grund, einzukehren, alles richtigzustellen, dem jungen Mann Glück zu wünschen? Was würde er morgen machen?

„Ich möchte auf jemanden warten.“ Ja, sie würde warten, bis zum bitteren Dienstschluss, und ihn vielleicht danach fragen, ob er mitkommen wolle oder wenigstens seinen Namen erfahren. Manfred rempelte Sven:

„Wird sie dir etwa untreu?“ Unwillig stellte Sven richtig:

„Sie wartet wahrscheinlich auf Nora, ihre neue Geliebte.“

„Immerhin hilft die Maske gut gegen Wind und Kälte“, meinte Manfred verlegen und setzte die Maske auf. Wahrscheinlich verbarg er darunter bloß ein hämisches Lachen.

„Das Vermummungsgebot nach dem Vermummungsverbot“, grinste Sven und setzte hinzu: „Und das Ärgste daran: Dass jetzt auch wir Männer Nasen und Münder verdecken!“ Ob ihn Manfred demnächst zur Demo begleiten wolle?

„Lockdown für Ungeimpfte“, knurrte Jane ihn an: „Die gehen auf die Straße, die anderen sitzen zuhause.“ Manfreds Handy läutete. Schon wieder Faruk.

„Entschuldigt bitte, schon wieder mein Chef…“

„Ja ja genau, der Chef“, sagte Jane lachend. „Wichtig samma! Der Preis des Erfolgs!“ Manfred winkte ab und drehte sich um:

„Ja, was ist denn?“, sagte er und erschrak selbst ein wenig über seinen ungeduldigen Ton.

„Du, Manfred, sag, kannst du spontan auf ein Bier? Jetzt gleich?“

„Hm, Faruk, das ist jetzt ganz schlecht… ich steh gerade vor einem Lokal“

„Ja, das mein ich ja. Kann ich nachkommen? Bitte. Es ist wirklich wichtig.“ Manfred bedeckte den Hörer mit der Hand, damit man sein Seufzen nicht hörte. „Wichtig? Was denn, diese Evaluation?“

„Nein, spinnst du? Das ist doch jetzt wurscht… Es geht um Irene…“

„Irene??“

„Ja, Irene. Ich hab soeben erfahren, dass sie auf der Intensiv liegt. Ihre Schwester hat mich angerufen, völlig aus dem Häuschen.“

„Corona??“

„Nein! Autounfall! Herwig ist tot. Sie ist gefahren, er war Beifahrer. Aquaplaning. Ihre Chancen sind anscheinend mittelprächtig… Martina konnte mir nicht mehr sagen, nur dass Herwig tot ist und Irene… Nein, ich pack das nicht…“

„Herwig tot?“

Manfred biss sich fest auf die Unterlippe, um nicht laut zu schreien. Er hatte mehr über diesen Herwig erfahren, als er jemals wissen wollte. Manfred konnte sich noch gut erinnern, wie Faruk sich, nach einem halben Dutzend Bier intus, lauthals schimpfend gewünscht hatte, Herwig möge doch „langsam und qualvoll krepieren, dieser elende Bankkoffer, diese kleine neoliberale Ratte!“. Und jetzt war Herwig tot. Und Irene auf der Intensiv. Manfred lehnte sich gegen die Wand und konzentrierte sich ein paar Sekunden lang auf den Mond, der inzwischen weitergewandert war und nun mehr von seiner fahlgelben Fläche zeigte. Das hatte ihm seine Cousine Fanny beigebracht, sie sagte das ab und zu, ganz stolz, als hätte sie als einzige auf der Welt ein Patentrezept entdeckt: „Ein paar Sekunden in den Himmel schauen, und schon sieht’s nicht mehr so schlimm aus. Der Mond hilft immer!“ Manfred räusperte sich.

„Okay, Mann. Ich verstehe. Not am Mann. Komm. Ich schick dir meinen Standort per WhatsApp.“ Faruks Stimme überschlug sich.

„Danke, ich weiß das echt zu schätzen. Tut mir leid, dass ich dich belästige, ausgerechnet dich, aber ich weiß grad überhaupt nicht… ich weiß grad gar nix...“

Manfred unterbrach ihn:

„Faruk. Stopp. Du rufst dir jetzt ein Taxi und kommst sofort her. Dann reden wir weiter.“

Manfred legte auf. Er schaute konzentriert ein paar Sekunden auf den Mond, dann ließ er seinen Blick zu seinen Füßen wandern. Langsam kehrte er zu den anderen zurück.

Auf der anderen Seite des Gehsteigs, wo sich das Lager des Restaurants befindet, kamen der Chef und sein junger Kollege raus, um von dem Gemüsewagen eine Lieferung zu empfangen. Die beiden Männer standen dort, mit Zigaretten in der Hand und rauchten zusammen, bis der große grüne Lastwagen sich zeigte. Schnell ahnte der junge Mann, wer noch vor dem Restaurant stand. Ohne mit der Wimper zu zucken, drehte er sich wieder um und wandte sich an seinen Chef, der irgendwelche Geschichten zu erzählen hatte.

Keine lange Weile ließ sich verweilen, bis die Zigaretten tot auf dem Asphalt lagen und die Hände der zwei Männer warm vorbereitet waren, um die kalten Kisten Gemüse in das Lager zu tragen. Keine lange Weile ließ sich verweilen, bis ein Taxi vor dem Restaurant stoppte, aus dem ein älterer Mann ausstieg und sich Richtung Jane und Manfred bewegte. Eine Hand auf seinem Hut. Die andere Hand versuchte seinen Mantel zu halten, der wegen des Windes flatterte. Dann wurden Hände geschüttelt und sie fingen an zu reden.

Als der junge Mann auf der anderen Seite erkannte, wer dieser aus dem Taxi gekommene Mann war, stieg das Blut hoch in seinem Kopf, er kannte ihn, und war schon mehrmals in seinem Büro gewesen. Er schaute seinen Chef an, gab ihm eine Kiste aus dem Gemüsewagen, und kündigte mit zitternder Stimme an, er komme gleich zurück. Worauf der Chef nicht zu reagieren wusste. Er rieb seine Hände an seinem Arbeitsgewand, um die Kälte der Kisten abzuschütteln, marschierte zu der anderen Seite, wo Faruk und Manfred standen und sich auf ihr Gespräch konzentrierten.

„Hallo, was ist los mit meinem Antrag, hast du eine Wohnung für mich gefunden?“ schrie der junge Mann und ließ seine Stimme vor ihm bei der anderen Gruppe ankommen. Faruk schaute verblüfft und versuchte zu erkennen, wer so unerwartet sein Gespräch mit Manfred unterbrach.

„Ich bin zu Ihnen mehr als fünfzehnmal gekommen, und Sie wissen, dass ich in eine geschimmelte Loch wohne, hast du mich vergessen oder was?“ Faruk konnte keine Antwort geben, und schaute Manfred an, als hätte von ihm eine Erklärung kommen sollen.

„Vielleicht sollten Sie nicht behaupten, dass Sie eine Ahnung von Hilfe können, damit ich nicht auf Sie mit falscher Hoffnung warte, und wie ein Hund hundertmal zu Ihnen komme.”

„Hund!! wer ist der Hund?“ fragte Faruk endlich, als wäre dieses Wort eine Beleidigung für ihn gewesen.

„Ich, ich bin ein Hund, weil ich geglaubt habe, dass Sie mir helfen können, Sie und Ihr Verein, mit Ihren grünen Tafeln und lächelnden Gesichtern auf der Website, als wären alle Menschen, die zu Ihnen gekommen sind, glücklich weg gegangen.“

„Aha, Sie sind ein Klient von uns, jetzt versteh ich,“ sagte Manfred, ohne auf Faruk und eine Reaktion von ihm zu warten, und versuchte sofort mit einem besänftigenden Lächeln den jungen Mann zu beruhigen. Aber ein Lächeln sollte nicht immer funktionieren, besonders weil er nicht erwartet hatte, dass dieser Lügner hierherkommen und vor seinem Arbeitsplatz stehen würde, als hätte der heutige Tag nicht schon genug mit sich gebracht.

Der junge Mann hob seine Hand, um zu zeigen, dass er kein Interesse hatte, an diesem Typ und an seinem Lächeln, er wollte seine Rache an diesem Faruk runterbringen, und er wusste, dass er ihn nicht anrühren dürfte, schreien aber, schreien kann helfen, und er muss stehen und zuhören, nicht nur er, auch die anderen, die neben ihm stehen, sie müssen auch zuhören, oder halt verschwinden.

Bevor Faruk seinen Mund öffnete, oder Manfred weiter mit seinem Lächeln etwas schaffte, sprang Jane ein, sie sagte, sie habe ein Zimmer in ihrer WG frei, sie könnte ihm das vermieten. Er könne morgen vorbeikommen, oder heute, wenn er will, ihre Mitbewohner treffen und die Wohnung anschauen.

Sie versuchte wieder zu helfen, oder wollte nur eine Möglichkeit haben, ihn in ihre Wohnung zu sperren, dort konnte er nicht einfach verschwinden, er musste ihr zuhören, dann konnte sie ihn zwingen, sich zu lockern.

Sie dachte, als hätte sie in einem Moment verstanden, „ah, das kann ein guter Grund sein, warum er mir entkommen wollte, er will einfach ein eigenes Dach über seinem Kopf haben, er will seine Suche beenden, ein Dach, so einfach ist es."

Der junge Mann schaute Jane komisch an, als hätte er mit ihr wohnen wollen, er bedankte sich ablehnend und starrte wieder auf Faruk, den Betrüger, den Lügner, die Verkörperung des Judas. Er drehte sich um und wollte zurück zu seinem wartenden Chef und den Gemüsekisten. Jane aber ist auch stur, sie rannte ihm hinterher und steckte ihre Karte in seine große Tasche der Arbeitskleidung, und sagte, er solle kommen, er solle sich diese WG anschauen, wenn er nicht mit Schimmel schlafen wolle.

Faruk regte sich auf und ahnte, dass er nichts gesprochen hatte, sein Kopf war woanders und konnte sich sogar noch an diesen wütenden Mann erinnern. So wütend war auch er, Faruk, einst gewesen, als er Anfang der Neunziger Jahre partout keine Wohnung finden konnte, wegen seines fremdländischen Namens. Und auch keine Arbeit und keine Freundin und keine Freunde und keine Hobbys und keinen Daueraufenthalt, einfach nichts. Monate- und jahrelang war es wie verhext, als hätte sich alles gegen ihn verschworen, ein einziges sinnloses Herumrennen von einem Büro zum nächsten, von einer kafkaesken Situation in die nächste, noch kafkaeskere. Wie verhasst war ihm diese ganze NGO-Partie gewesen. Wie er all diese Büros mit den bunten Plakaten abgeklappert hatte, immer freundlich lächeln, immer die Zettel aus den Klarsichthüllen herausziehen und zusehen, wie die Blätter immer zerknüllter wurden, die vielen Dokumente, die er durcheinander brachte, mal wollte wer den Meldezettel sehen, mal den Sichtvermerk, mal die Bestätigung von der Fremdenpolizei, und der Zettelstapel in seinem Rucksack wurde immer größer und unübersichtlicher. Ja, auch er war so wütend gewesen wie der junge Mann, aber er hatte sich mehr im Griff gehabt. Zumindest dort, wo es drauf ankam. Einmal hatte er nach einem weiteren sinnlosen Beratungsgespräch, das mit einem weiteren „Da kann ich Ihnen leider nicht weiterhelfen" geendet hatte, höflich lächelnd das Büro verlassen, aber dann draußen neben der Tür mit der Faust gegen die Wand geschlagen. Der Schmerz war betäubend gewesen, und die blutigen Knöchel hatten dafür gesorgt, dass er noch eine ganze Weile an die unschöne Episode erinnert wurde. So ein Bittsteller war er auch mal gewesen, jahrelang, ein Dauer-Klient. Er hätte gar nicht mehr genau rekonstruieren können, wie es dazu gekommen war, dass aus ihm, einem früheren Klienten, ein Rechtsberater und schließlich ein Mann in einer leitenden Funktion geworden war. Es passierte schleichend. Zuerst wurde er mal gebeten, für jemanden zu dolmetschen, dann sprach es sich herum, dass Faruk so ein zuverlässiger Dolmetscher war, dann ergab sich die Möglichkeit, ein paar Semester lang Jus zu studieren, dann wurde er als fremdsprachiger Rechtsberater eingesetzt, und so führte ein Schritt zum nächsten, und ehe er sich versah, saß er in der Leitungsposition. „Hinaufgetreten," nannte man das in Österreich, man hatte ihn regelrecht hinaufgetreten oder besser gesagt hineintheatert. Aber warum auch nicht, es hätte schlimmer kommen können.

Als er sich bewegte und sein Selbstverständnis retten wollte, rutschte er aus, aber der junge Man müsste sich nicht darum kümmern, er war schon im Lager verschwunden, mit seinem Gemüse und seinem Chef, der wissen wollte, worum es mit diesem Menschen draußen ging, aber keine Antwort wurde gegeben,

„Das war genug für heute" dachte der junge Mann schweigend. In einer Kiste war eine einzige schimmlige Zitrone neben vielen anderen glänzende Früchten, „diese muss

weggeschmissen werden," sagte der junge Mann, als hätte er mit sich reden wollen: „Diese hat kein Platz hier, wir haben kein Platz für Schimmel, und alles muss glänzend bleiben."

Jane konnte es nicht glauben: Da lag dieser Unbekannte auf dem vereisten Asphalt, Blut an Nase und Lippen, ächzend und benommen – aber der junge Mann, der ihn mit seinen Tiraden erst so aufgebracht hatte, war einfach auf und davon. Sie erinnerte sich an seine verbundene Hand und wie sie ihn darauf angesprochen und er seinen kleinen Unfall so verharmlost hatte. Das jetzt war ein echter Notfall. Manfred und Sven versuchten, den unglücklich Ausgerutschten auf die Beine zu bringen, aber es wollte nicht glücken.

„Wir müssen die Rettung rufen!", hörte sie jemanden sagen. Dann sah sie diesen Manfred in das Restaurant laufen, zweifellos in der Absicht, sich den jungen Mann ordentlich vorzuknöpfen.

„Aber das bringt doch nichts", rief sie ihm hinterher. Sie beugte sich zu Faruk, um zu sehen, ob er atmete, hörte ihn leise keuchen:

„Kurvin sin! Neka umre u svojoj rupi!" Da konnte sie nicht anders, als ihm zu entgegen:

„Kako možeš tako … Zar te nije sram? Čula sam da ti je prijatelj umro." Sven sah sie ungläubig an:

„Was, du sprichst seine Sprache? Sag, was hat er gesagt?"

„Dass ihm das mit der Wohnung von diesem Typen leidtut", log Jane, während sie versuchte, Faruk ein wenig zu stützen:

„Hast du die Rettung gerufen?" Sven tippte in sein Smartphone.

„Ja, bitte, schnell! Ein Notfall!" Faruk verlor das Bewusstsein. Schon kam Manfred gelaufen:

„Der Typ hat bloß gemeint, er habe genug für heute, da bin ich ausgerastet. Die haben mich rausgeschmissen!"

Man sah ein Blaulicht blitzen, der Wagen bog um die Ecke, zwei Sanitäter sprangen heraus.

„Leider nichts zu machen", sagte nach zwanzig Minuten einer der beiden Männer. Manfred rief sich ein Taxi. Jane und Sven aber wankten Arm in Arm nach Hause.

„Ausgerechnet einer, dessen letzte Worte so voller Reue waren", meinte Sven und seufzte.

„Gut, dass wenigstens du ihn verstehen konntest!" Und als er sie beim Eingang so hilflos und traurig ansah, meinte sie resignierend:

„Du kannst mich Arnela nennen."